

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 296.

Dienstag, 18. Dezember.

1928.

(9. Fortsetzung.)

## Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Frau Scheel-Brandow regelte in Gegenwart des alten Händlers die Angelegenheit mit der Pensionsinhaberin, am selben Abend überstiegle Thea in die nur von Damen bewohnte Pension zweiten Ranges. —

Die ersten Tage fühlte sie sich unglücklich. Sie empfand etwas wie Heimweh. Bislang hatte sie das alte, morsche Haus in der Gildengasse nie verlassen, nicht einmal vorübergehend, nun erschien es ihr als ein liebes Fleisch. Sie entsann sich mit einem Male sehr deutlich unzähliger kleiner Ereignisse aus ihrer Kinderzeit. Die Mutter erstand vor ihr. Solange diese gelebt hatte, war auch der Vater erträglich gewesen, aber dann war alles anders gekommen. Und doch empfand sie auch nach dem alten Manne ein Verlangen, und die täglichen Gänge zum Milch- und Brothändler, zum Schlächter erschienen ihr wie holde Erinnerungen. Und was der Sipo, dieser freundliche junge Mann, wohl mache? ... Ob er wohl enttäuscht war, wenn er sie nicht mehr antraf? Der Gedanke an diese Möglichkeit behauptete sich lange; erst Karls widerwärtiges Bild trübte jäh freundliche Bilder.

Als acht Tage der Langeweile verstrichen waren, schrieb Thea nach langem Nachdenken ein paar wohlgesetzte Worte an Herbert Godebrecht; am folgenden Nachmittag erschien er in der Pension. Die Inhaberin selbst hatte ihn in das Empfangszimmer geführt und sehr bald ihre Schlüsse gezogen; aber man war Gott sei Dank in Verschwiegenheit und Takt erprobt. Sie zog sich mit einigen liebenswürdigen Worten zurück, als Thea eintrat.

„Ich danke Ihnen vielmals für die Benachrichtigung“, sagte Herbert, nachdem er Thea begrüßt hatte. „Vorgestern war ich bei Ihrem Vater, er wollte mir aber durchaus nicht sagen, wo Sie seien.“

„Das dachte ich mir“, erwiderte Thea mit gesenktem Kopf, „eben deshalb habe ich den direkten Weg gewählt.“

Er wunderte sich im stillen über ihre gewählte Ausdrucksweise.

„Wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Thea, gehen wir ins Freie; es herrscht prächtiges Frostwetter. Auch habe ich Ihnen etwas mitzuteilen, was einige Lauscher nicht zu wissen brauchen“, sezte er leiser hinzu.

Nach zehn Minuten schlenderten sie durch den kalten, klaren Winterabend.

„Auch ich hatte Ihnen etwas zu sagen ... nein, zu geben“, verbesserte Thea sich rasch, indem sie ihre Manteltasche öffnete und die goldene Uhr herauszog; Herbert war lange sprachlos vor Überraschung.

„Meine Uhr?“ sagte er hastig. „Und von Ihnen selbst darf ich sie wieder in Empfang nehmen?“ Er ließ die Uhr in die Überziehertasche gleiten und beugte sich rasch zu Theas Hand hinab. „Ich danke Ihnen“, sagte er leise; „o, wie mich das glücklich macht.“

Sie schritten an einem Platz vorbei, der Sommers von Tennisspielern belebt wurde, nun aber als Eis-

bahn diente. Thea blieb stehen und betrachtete mit entzückten Blicken das bunte Gewimmel.

„Ich? ... Nein. Im Stadtinnern findet sich keine Gelegenheit dazu, und dann war meine Mutter auch immer bange, mir könnte etwas zustoßen. Ich durfte nicht einmal zum Schwimmen ins offene Wasser.“ Sie legten ihren Weg fort.

„Ihre Mutter hat Sie wohl sehr geliebt?“

„Sehr.“ Herbert sah Tränen in ihren Augen glänzen. „Herr Godebrecht“, fuhr Thea hastig fort, „ich schrieb wegen der Uhr an Sie, sonst hätte ich es wohl kaum getan.“

„Warum nicht?“

„Schickt es sich denn?“ fragte sie mit einem unsicheren Blit.

„Rein, es hätte sich nicht geschickt“, gestand er, über sich selbst beschämt und doch auch gerührt über die Offenheit dieses Kindes, das so viel natürlichen Takt verriet. „Aber erlauben Sie mir eine Frage: Hatten Sie die Uhr noch im Besitz, oder ...“

„Ich habe sie von meinem Vater zurückgebeten, und er hat sie mir gegeben.“ „Ach!“

„Herr Godebrecht ... ich weiß ja, was ich getan habe an jenem Abend ... aber Karl, mein Begleiter, hatte mich so eingeschüchtert und bedroht: er wollte meinen Vater wegen irgend welcher Vergehungen zur Anzeige bringen, und dann würde die Polizei kommen und meinen Vater abführen ... Karl hatte mir schon oft gezeigt, wie man Taschendiebstähle ausführt ... nichts leichter als das, sagte er immer ... und ich sollte es auch einmal versuchen. Ich hatte mich immer dagegen gewehrt; aber am Weihnachtsabend ... sie schluchzte kurz auf und sprach mit erstickter Stimme weiter, ... ich war in der Christvesper und dann auf dem Kirchhof gewesen, ganz allein. Auf dem Heimweg sah ich nur frohe Gesichter. Ich wußte, wir würden keinen Baum haben, Einsamkeit und Verlassenheit überstiegen mich mit so furchtbare Gewalt, daß ich nicht nach Hause gehen möchte. An einer Straßenecke trat Karl auf mich zu. Er forderte mich auf, mit ihm irgendwohin zu gehen, und eigentlich war ich glücklich, diesen Abend nicht allein zu bringen zu müssen, denn mein Vater würde sein Geld wie immer zählen und mich in die Küche schicken ...“

Sie machte eine Pause, ihr Atem ging stoßweise.

„Da sprach Karl von der Schande, die meinem Vater und mir drohte. Ich durchschauten ihn nicht, daß zu war ich zu bestürzt und verzweifelt, und so flehte ich ihn an, uns zu schonen. Er stellte seine Bedingung: Ich sollte ihm meine Geschicklichkeit beweisen, dadurch, daß ich einem Herrn die Uhr oder die Brieftasche entwende; gleichzeitig zeigte er auf einen einsamen Passanten, der vor uns ging. Wir folgten ihm und betraten nach ihm das Lokal — das Weitere wissen Sie“, schloß Thea mit zuckenden Lippen.

Herbert hatte in namenloser Bestürzung diese Beichte angehört. Nach einer Pause fuhr das junge Mädchen fort:

„Er wollte mich nur in seine Hand bekommen, mich

gesügig machen, das wurde mir schon am Weihnachtsabend beim Nachhausekommen klar.“

„Der Elende wird bald einsehen, daß er sich gründlich getäuscht hat. — Sie nannten ihn kurzweg Karl, Fräulein Thea; wie lautet sein Familienname?“

„Sperber.“

„Also diesen edlen Herrn Sperber werde ich aufsuchen, ich werde ihm meine Uhr zeigen und ihm erklären, daß Sie mir gar nicht entwendet worden sei. Ich werde ihm noch einiges mehr plausibel machen; vor allem, daß ich nicht geneigt sei, ihn in der Gerichtsverhandlung gegen seinen Freund und Gesinnungsgenossen Droege irgendwie zu schonen.“

Bei den letzten Worten wandte Thea sich ihm mit einer bittenden Bewegung zu.

„O, Herr Godebrecht, versahen Sie nicht zu streng mit ihm.“

„Sie wollen noch für ihn bitten?“

„Nicht seinetwegen, sondern um meines Vaters willen. Und dann würde Karl alles leugnen.“

„Aber Sie selbst wissen es doch! . . .“ Hier hielt er erstaunten inne. Denn ließ er Thea gänzlich aus dem Spiel, vertrübt er sich selbst der einzigen Zeugin des Pelzdiebstahls, es kam dann alles auf Droege an, Sperber — oder wie das Subjekt hieß — blieb unter Umständen ganz ungeschoren.

„Wir müssen das alles in Ruhe abwarten“, sagte er nach einer Pause, nachdem er seine tiefe Unruhe niedergelämpft hatte. „Die Verhandlung gegen Droege wird in ungefähr vier Wochen stattfinden. Aber nun ein anderes, Fräulein Thea: Gedenken Sie jemals wieder zu Ihrem Vater zurückzukehren?“

„Ja . . . gewiß, Herr Godebrecht.“

Er bemerkte ihre heimliche Not, ließ sich aber nicht irremachen. „Er hat nicht an Ihnen gehandelt, wie ein Vater handeln müßte, Fräulein Thea; sein Verhalten ist sehr verdammenswert.“

„Mein Vater ist im allgemeinen gut zu mir“, erwiderte sie leise.

„Seine Geschäfte, die er mit diesem Sperber, und auch wohl noch mit anderen, betreibt, sind unmoralisch; wie können Sie das ruhig mit ansehen? . . . Sie werden innerlich vergiftet, und das will ich nicht. Noch ist es Zeit, daß Sie dieser gefährlichen Umgebung entzogen werden, ohne selber Schaden erlitten zu haben, eines Tages könnte es zu spät sein. Es wäre schon zu spät gewesen, wenn Ihnen nicht rechtzeitig die Augen geöffnet worden wären.“

„Aber ich kann meinen Vater doch nicht allein lassen“, lautete Theas Antwort. „Und wovon sollte ich leben? . . . Ich habe nichts gelernt, niemand würde mich aufnehmen.“

„Sie werden Versäumtes nachholen können, und zu Ihrem Unterhalt ist Ihr Vater verpflichtet, Sie brauchen Ihr Recht nur zu fordern; meine Unterstützung haben Sie. Es wird Kämpfe geben, und um ganz sicher zu gehen, habe ich mich vorgestern mit einem ehemaligen Klassen- und Studiengenossen, einem Rechtsanwalt, besprochen.“

Thea blieb stehen und sah Herbert angstvoll ins Gesicht.

„Einem Rechtsanwalt?“ fragte sie stockend. „Aber wenn ich nun doch nicht will!“

„In diesem Falle müßten Sie auch die Folgerungen jenes . . . jenes Vergehens auf sich nehmen, Fräulein Thea. Ich würde dann in der Gerichtsverhandlung aussagen müssen, daß der Pelz — von der Uhr werde ich natürlich schweigen — von Ihrem Vater an Droege verlaufen worden ist.“

„Und Sie würden nichts darüber verlauten lassen, wenn ich mich Ihrem Willen fügte? . . .“ Herbert nickte. „Das wäre doch nicht aufrichtig und offen gehandelt“, sekte das junge Mädchen ganz erregt hinzu.

„Ihren Vater ereilt über kurz oder lang doch sein Schicksal; inzwischen wären Sie seinem unheilvollen Einfluß entzogen, und das . . .“, er zögerte einen Augenblick, „. . . gilt mir mehr als der Schaden, den ein paar Ahnungslose durch Sperber und Ihren Vater erleiden.“

Sie sahen längere Zeit schweigend ihren Weg fort, durch menschenleere Anlagen und Alleen. In Theas Augen funkelten Tränen. Sie begriff das Verhalten ihres Begleiters nicht. Was wollte er von ihr? . . . Meinte er es wirklich gut, oder . . .? Ihr einfach gerichteter Sinn stieß sich an den Widersprüchen, die ihr in dieser Stunde aufgegangen waren; sie ahnte nicht, daß ihre Gedanken sich mit denen Herberts sehr nahe berührten: dieser stand unter dem peinlichen Gefühl, daß er ein doppeltes, moralisch nicht ganz einwandfreies Spiel treibe.

„Ich möchte umlehren“, sagte Thea leise.

In der Nähe der Pension angelangt, mußten sie eine Straße überqueren. Plötzlich fachte Thea Herbert am Arm.

„Sehen Sie, da drüben“, flüsterte sie, „er ist es: Karl.“

„Wo?“

„Er ist schon fort . . .“ Sie atmete hörbar. „Er hat uns gesehen, vielleicht ist er uns gefolgt, ohne daß wir es ahnten.“

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen nach wie vor meinen Beistand leide?“ fragte er.

„Ja, ja . . . Aber, nicht wahr, Herr Godebrecht, gegen meinen Vater unternehmen Sie doch nichts?“

Er beschränkte sich auf eine Handbewegung, die so oder so gedeutet werden konnte.

Am selben Abend machte er sich auf, um die mit seinem Schulfreunde, Doktor Artur Scheel-Brandow, geführte juristische Besprechung in dessen Wohnung fortzusetzen. Er wurde in das Zimmer des jungen Rechtsanwalts geführt.

„Willkommen, Herbert.“ Der Sprecher, ein schlanker junger Mann, dem man seine neunundzwanzig Jahre nicht anfaßt (er wirkte eher wie ein flotter Korpsstudent), streckte Herbert beide Hände hin. „Komm, sieh dich, mein Lieber. Lange können wir uns über die bewußte Sache nicht unterhalten, denn es liegt ein besonderer Wunsch meiner Mutter vor, dich heute noch zu sehen.“

„Deiner Mutter?“ fragte Herbert erstaunt.

Doktor Scheel-Brandow lachte. „Nervöse Frauen — meine gute Mama ist leider sehr nervös, Herbert — haben so ihre Marotten. Ich erzählte gestern bei Tisch beiläufig von dir. Dass du mich in Brot sehn wolltest und so weiter. Die ersten Patienten eines Rechtsanwalts sind ebenso seltene und geschätzte Besucher wie die ersten Patienten eines Arztes; kurz: ich mußte den ganzen Fall erzählen — den Namen des Althändlers gab ich natürlich nicht preis —, und da wäre meine Mutter beinahe in Ohnmacht gefallen. Sie müßte dich kennen lernen — ich glaube, du stehst als Held und Menschenfreund vor ihr da —, und da heute abend nur einige Freunde unseres Hauses drüben versammelt sind, nehmen wir die Gelegenheit beim Schopfe.“

„Sehr freundlich von deiner Mutter, Artur.“ Herbert sah eher müßig vergnügt als erfreut aus. „Ich bin gar nicht danach angezogen.“

„Sieh mich an! . . .“ Und nun kam der junge Anwalt auf den „Fall“ zu sprechen. Das eine sei sicher: Kein Geigesparagraph könne einen Vater — oder Adoptivvater — zwingen, seine Rechte auf ein noch unmündiges Kind preiszugeben, es sei denn, daß dies Kind fittlich oder moralisch gefährdet sei.

„Folglich kann Roberts gezwungen werden.“

„Nach deinen Schilderungen zweifellos; aber wir müssen Beweise haben, daß es so ist.“ (Forts. folgt.)

## Das Wunder von Kai-U-Schü.

Von Leo am Brühl.

Tsin-Gao, der chinesische Diener und Dolmetscher der neben dem erschöpften Reitvack durch das Geröll der Steil-Schlucht leuchtete, stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus.

Was gidi's? fragte Dr. Heberer müde vom Sattel herab.

„Ich sehe dort oben die Mauern von Kai-U-Schü, Herr!“ schrie Tsin-Gao durch das Geheul des Schneesturmtes zurück und deutete bergaufwärts.

„Alle Leute in zwei kennen den Abt von Kai-U-Schü!  
Sei gewiß, Herr, auch unsere Ankunft ist ihm nicht entgangen!“

Ehe Dr. Heberer noch Zeit zur Antwort fand, öffnete sich, von unsichtbarer Kraft bewegt, knarrend das riesige Klosterstor.

Aus der schneiigen Helle des Hofes trat ein hochgewachsener Lama in rotem Gewand, gelben Hut und Gürtel; er neigte vor dem Weisen leicht die Stirn, kreuzte die Arme über der Brust und sprach — in klarem, fast akzentlosem Englisch:

„Weil es nicht Sitte im Kloster des Erhabenen ist, Gäste aufzunehmen, solange die Sonne am Himmel sichtbar ist, muß dein Diener hier harren bis zum Einbruch der Dunkelheit. — Du aber, der du weither aus dem Westland kommst, magst eintreten. — Fürchte nichts Böses.“ —

Einen Augenblick zögerte Dr. Heberer; dann willigte er ein.

Treppauf, treppab, über weite, sturmdurchbrauste Höfe, durch stumpfe, hallende Gänge tastete sich Dr. Heberer Schritt um Schritt — bis er plötzlich dann eine wohlige Wärme um sich empfand und sein Fuß über dicke Teppiche ging, die jeden Laut verschlangen.

Eine Hand nahm ihm die dunkle Binde vom Gesicht.

Er sah sich inmitten eines Raumes, der in dämmeriges Dunkel gehüllt war.

„Der Abt vom Kloster Kai-U-Schü grüßt dich!“ hörte Dr. Heberer eine volltonende Stimme sagen. „Der Abt vom Kloster Kai-U-Schü bittet dich, sein Gast zu sein so lange, als es dir gefällt, wenn du dich der Ordnung fügen willst, die unsere Mauern stark macht!“

Der Forscher verbeugte sich tief; nur unklar vermochte er im Halbdunkel des Zimmers die Gesichtszüge des Abtes zu erkennen, zumal die Gestalt des Würdenträgers, von kostbaren Seidengewändern umgeben, in den wirren Zeichnungen der Stoffe, die den Hintergrund des Gemaches schmückten, zu unwirklichen Formen verschwamm.

Auch der Abt hatte englisch gesprochen, und Dr. Heberer bediente sich derselben Sprache, um seinen Dank für die Gastfreundschaft abzustatten und dann über Zweck und Ziel seiner Forschungsreise zu berichten.

Unvermittelt unterbrach ihn der Herr von Kai-U-Schü: „Aus welchem der Weltländer führt dich der Weg zu uns?“

„Ich bin Deutscher!“

Eine Weile war Stille.

Dann klang ein Rauschen und Knistern auf, von seinem, silbernen Klinnen begleitet — der Abt erhob sich und kam

Die Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung. Die Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung in Berlin hat als Heft 8 der Schriften zur Volksgesundung ein Heft „Kleidung und Körperkultur“ herausgegeben. Es enthält die beiden Vorträge von Dr. Kurt Plachte und Dr. Hans Harmsen über Sinn und Wesen der Kleidung und über Gesichtspunkte zur Körperkulturbewegung, die auf der letzten Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft in Berlin gehalten worden waren.

### Bücher und Zeitschriften.

Dem Schmuck des Heims und der Kleidung sind drei Hefte gewidmet, die soeben im Böbisch-Verlage, Leipzig C. 1, erschienen sind. Als Nr. 133 erscheint „Stoffmalerei mit Stift und Pinsel“ ein Heft, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, der Bemalung von Stoffen durch Farbstifte einen noch größeren Kreis von Anhängern zu verschaffen. Nach dem einfachen Rezept „Man nehme“ nimmt man einen durchscheinenden Stoff, legt ihn auf den großen, dem Hefte beigegebenen Musterbogen und zieht mittels der vorgeschriebenen Farbstifte die Konturen des Musters auf dem Stoff aus. Die fertige Arbeit plättet man zwischen Seidenpapier mit mäßig heißem Eisen ab, die Farbe zieht in die Stofffaser ein. Und nach dieser kurzen Prozedur ist sie auch waschbar geworden. Nr. 134: „Tamburierarbeit und Soutachestickerei“ bringt Vorlagen für die geschmackvolle Anwendung dieser beiden Techniken. Leichte und schnelle Ausführung kennzeichnen diese Arbeiten, die am vorteilhaftesten mit der Nähmaschine ausgeführt werden. — In Nr. 136: „Strick-Trik“ begrüßen wir einen lieben Bekannten aus der Jugendzeit, den Pferdezügel, den wir mittels einer Zwirnrolle stolz, im Bewußtsein unserer Kunst, selbst strickten. Was man aber alles aus diesem Pferdezügel machen kann, verrät uns dieses Heft, das auch bei Kindern die Freude am eigenen Schaffen weckt.

Die beiden Dezemberhefte der bekannten Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur vereinigt mit Frau und Gegenwart“ bringen zu Weihnachten für jedes Lebensalter vom Neuen das Beste. Da sind ganze Geschenktische, Teller zusammengestellt, Handarbeiten, Kleider, Kinderspielzeug und Bücher gezeigt und genannt. Neben das „Was“ tritt aber das „Wie“ des Schenkens. Ihm ist in Aufsätzen und Bildern viel und nötiger Raum gegeben; denn die Umkleidung, die liebevolle Anordnung und Verpackung erhöhen die Festesfreude. (Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B.)